Heinrichs Romfahrt [Fortsetzung]

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 32

PDF erstellt am: **22.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-642269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Nr. 32 - 27. Jahrgang | Verlag: Berner Woche, Bern | 7. August 1937

Einst!

Von Adolf Frey

Zergehn einst meine Erdentage,
So wehrt den Tränen und scheucht die Klage!
Löst mich in der feurigen, lodernden Glut
Und streut meine Asche in ziehende Flut!
Aus funkenden Zungen, aus sprühendem Brand
Eine singende, klingende Flamme
Aufsteig ich über das Heimatland.

Es blitzen die Straßen, die Wälder dehnen
Hoch überm See sich an schwellenden Lehnen:
Mit tausend Pulsen hämmert die Stadt,
Das Leben wird reich und wird nicht satt.
Weißtürmig flattert die Südfirnwand —
Eine singende, klingende Flamme
Hinschweb ich über dem Heimatland.

Wenn das Heervolk schreitet unter den Waffen
Und die Lüfte das rote Banner straffen,
Wenn feldwärts schüttert das schwarze Geschütz,
Im tanngrünen Kleide zielt der Schütz
Und die Schlacht aufzüngelt am Hügelrand —
Eine singende, klingende Flamme
Hinfahr ich über das Heimatland.

Am Steig umspült die felsigen Male
Der Abendschein und verrieselt im Tale;
Schon dämmert der Pfad, den ich mit ihr ging;
Und wo ich sie beseligt umfing,
Vernachten die zackigen Stauden den Strand —
Eine singende, klingende Flamme
Erlösch ich über dem Heimatland.

Heinrichs Romfahrt

ROMAN von J. C. HEER 3

Die Berge warfen schon lange, blaue, körperliche Schatten ins Tal; nur da und dort durch einen Einschnitt fiel noch ein Lichtbündel auf das saftige Grün der Wiesen am Rhein. Da winkte im Vordergrund ein stattliches Dorf mit einem mächtigen weißen Gebäude.

Der Bündner wies mit der Peitschenspitze darauf hin: „Das Kloster Disentis! Da leben so gelehrte Mönche, daß sie das Lateinische nicht nur lesen und schreiben, sondern sich darin auch gewandt unterhalten können. Ihr seht Euch vielleicht die Klosterkirche an; unterdessen habe ich im Dorf zu tun — und wir treffen uns zum Nachtessen. Keine Umstände; ich weiß jetzt, daß Ihr ein braver Mann seid."

Landsiedel stieg zu der Klosterkirche hinan. Auf der Höhe blieb er stehen; der Abend stimmte ihn zur Andacht; die leuchtenden Farbenspiele an den Bergen, der blaue Dämmerduft in der Tiefe und der feierliche Frieden weit und breit. Den Hut in der Hand, trat er in das schon von halber Dämmerung erfüllte hohe und weite Gotteshaus. Mehr aber als die vielen gestaltenreichen Bilder der Wände und Decke erweckte wunderbares Orgelspiel seine Andacht. Wie mit den Stimmen erlöster Seelen und lobsingender Engel, unendlich weihevoll schwoll es aus irgend einem andern Raum in die Stille der Kirche herüber. Unwillkürlich forschte er nach der Quelle der Töne, und eine Steintreppe führte ihn seitwärts in ein kleineres, schönes Gotteshaus empor.

Er stand wieder ein paar Augenblicke. Da erschwieg das Spiel, und vom Orgelstuhl hernieder kam ein Pater im dunkeln Gewand der Benediktiner, bot ihm den guten Abend, reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Leider bietet unser Gotteshaus nicht viele Sehenswürdigkeiten; der alte Besitz ist in furchtbaren Bränden untergegangen; doch was da ist, will ich Ihnen gern zeigen."

Nein, es war nicht viel; aber der Mönch, der erst an der Schwelle der dreißiger Jahre stehen mochte, fesselte Sinne und Seele Heinrichs. Ihm war, in seinem Leben habe er nie ein so mildes und zugleich so überlegen geistvolles Antlitz wie dasjenige des Klostergeistlichen geschaut, dessen feingebauter Kopf im Schein des Abends wie von einem Ewigkeitsstrahl umgeben war.

Ihr Gespräch drehte sich zuerst um das Alter des Klosters, seine Gründung und seine Schicksale, Kriegsnöte und Brand, Wiederaufbau, Blühen und Gedeihen. Von allerlei Vorfahren erzählte der Mönch, solchen, die mächtige Nimrode vor dem Herrn gewesen waren, von andern, die in der grünen Wildnis

die Fackel des Geistes hatten leuchten lassen, und von begeisterten Naturfreunden unter ihnen, die schon die umliegenden hohen Gipfel bestiegen, als in der weiten Welt noch niemand daran dachte, daß auch die ewigen Firnen Schönheits- und Gottesoffenbarungen seien.

„Und wenn Sie morgen hier bleiben könnten, so würde ich Ihnen doch Kunstschätze von großem Werte zeigen, die niemand in unsern Gebirgsdörfern vermutet, drüben in der Kirche St. Agatha, wunderschöne Schildereien aus der gotischen Zeit, und droben in der Muttergotteskapelle von Acletta eine Empfängnis von Murillo oder einem seiner Schüler. „Te electa matrem Christi", spricht der Engel. In weißem Gewand, den weiten blauen Mantel um die Schultern geschlagen, schwebt die Jungfrau auf der durchsichtigen Mondsichel stehend himmelwärts in dunkle Wolken hinein, aus denen hervor entzückende Engelsköpfchen grüßen. Das Bild mit dem holdinnigen Gesicht der Jungfrau wäre es allein wert, daß Sie morgen noch ein paar Stunden blieben."

Nein, das konnte Heinrich nicht; aber die herzwarme Kunstfreude des Paters traf sein Ohr wieder wie Musik.

Während der Mönch noch über die Madonna sprach, begleitete er den Gast durch die Hauptkirche zurück ins Freie. Vor dem Portal deutete er auf viele zusammengedrängte Kreuze und sagte: „Unsere Gräber — hier wird auch einmal das meine sein — wir machen uns früh mit dem Tod vertraut!"

Er sprach es ohne Wehmut, im Gegenteil mit freudigem Frieden.

Sie schauten miteinander in die ruhenden Berge, an denen der letzte Tagesschein glühte.

Da bat der Blick Heinrichs um Vertrauen. „Ich bin zwar Protestant", versetzte er, „und verstehe nicht viel vom klösterlichen Wesen; aber ich darf Sie doch um Ihren Namen bitten; denn wie der Besuch in Ihrem Gotteshaus werden Sie mir selber unvergeßlich sein."

„Ich bin Pater Plazidus", erwiderte der Mönch mit vornehmer Güte, „und Sie?"

Beide hatten das Gefühl eines geistigen Bandes zwischen ihnen, und als Landsiedel von seinen Studien erzählte, hörte der Geistliche aufmerksam zu.

„Da haben wir die gleichen Neigungen und sind ähnliche Wege gegangen", lächelte er, „und jetzt noch bewegen sich meine Forschungen am liebsten in der altdeutschen Literatur! Ich bin der Germanist unseres Klostergymnasiums."

„Und wie sind Sie Mönch geworden? — Darf ich fragen?" sagte Heinrich bescheiden.

Der Pater ließ einen Augenblick mit der Antwort warten; seine großen, ruhigen Augen versenkten sich prüfend in die des Fremdlings; dann sagte er: „An meiner Wiege stand es allerdings nicht, daß ich Geistlicher werden solle. Als ich die Kantonsschule in Chur besuchte und eben vor dem Abiturium stand, trat aber ein furchtbares Ereignis in mein Leben. Von einem Freund war ich für ein paar Tage nach einem rheintalischen Dorf in die Weinlese eingeladen worden. Dabei lernte ich die siebzehnjährige rothaarige Schwester des Freundes lieben, doch ohne daß ich es ihm oder ihr gestanden hätte. Wie es beim Traubenschneiden üblich ist, gaben der Freund und ich unsere Freudenschüsse zu Ehren des Herbstes ab; doch daran nicht genug, beschlossen wir aus Lust an unsern Gewehren, in einem alten Steinbruch, in dem es ein paar Fuchshöhlen gab, der Jagd obzuliegen. Ich hatte denn auch an einem Vormittag das Glück, einen Fuchs abzuschießen. Nun brannte in mir der Jagdeifer. Als mein Freund am Abend seinem Vater in der Kelter helfen mußte, schlich ich mich im Halbnebel wieder nach dem Bruch hinaus, kam kaum hin und sah, wie sich etwas Rotes hinter einem Hagebuttenstrauch in der Höhe bewegte. Gewehr an die Wange — Schuß — ein Schrei — hinter dem Strauch hervor eilt die Schwester meines Freundes. Sie fällt in den Steinbruch hinab — mir wird schwarz vor den Augen — ich ermanne mich, eile hin — die Ohnmächtige atmet schwer — aus dem Hinterkopf fließt Blut; neben ihr liegt ein Korb, aus dem Hagebutten verschüttet sind. Ich will sie nach Hause tragen; aber die Kräfte versagen mir vor Schreck; ich kann kaum Hilfe holen. Die, wie es schien, tödlich Verletzte liegt im elterlichen Haus; da bittet mich mein Freund unter Tränen, ich möchte abreisen, mein Anblick mache den trostlosen Eltern nur schwer. Damit vergrößerte sich meine Qual über den unglücklichen Schuß. Wieder daheim. Ich erhielt jeden Tag von meinem Freund Bericht über das Befinden der Verletzten. Die Nachrichten lauteten stets bedenklicher, endlich gegen den neunten Tag hin hoffnungslos. „Mörder — Mörder!" schrie die Stimme in mir — und ich war auf dem Weg, meinem eigenen Leben ein Ende zu bereiten — irgendwo draußen im Wald. In der wilden Aufregung meiner Sinne stolperte ich über eine Wurzel; ich stürzte auf meinen Revolver; der losgehende Schuß zerschmetterte mir das linke Handgelenk — hier sehen Sie die Narbe — er rief auch Waldarbeiter herbei; ich war willenlos vor Schmerz und ließ mich in das Elternhaus zurückbringen. Die beiden sich rasch folgenden Unglücksfälle riefen in mir eine religiöse Gärung und Klärung hervor und, als von meinem Freund die Meldung kam, seiner Schwester gehe es zur großen Ueberraschung der Aerzte besser, und bald darauf, sie sei außer jeder Gefahr, da brachte ich in einer stillen Abendstunde mein Herz Gott dar — dankbar, gläubig, freudig — und meine Eltern, auch meine protestantische Mutter, fügten sich darein. Das von mir angeschossene Mädchen ist heute eine glücklich verheiratete Frau!" — —

„Sie haben Ihren Weg nie bereut?" fragte Heinrich ergriffen.

Nachdenklich lächelnd erwiderte der Mönch: „Sehe ich so aus?"

„Nein!" erwiderte Landsiedel.

„Ich habe Gottes Frieden!" versetzte Pater Plazidus; „ich wünsche ihn auch Ihnen. Ich habe das Gefühl, daß wir, wenn Sie hier blieben, gute Freunde würden. Vielleicht aber kann ich Ihnen in Rom irgend dienen — in der vatikanischen Bibliothek, worin ich selber eine Weile gearbeitet habe. Schreiben Sie mir nur! — Mit Gott!"

Ein paar Schritte gab Pater Plazidus dem Romfahrer das Geleit und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Da klang von den Klostertürmen das Ave, und er senkte sein Haupt zum Gebet.

Die ersten Lichter von Disentis schimmerten. Weihevoll und feierlich gestimmt hatte Heinrich das Gefühl, er trage aus dem Kloster einen Segen mit, die Ueberzeugung, daß er, wenn auch in seiner Art, auch wieder einmal den Frieden mit Gott und der Welt finden werde.

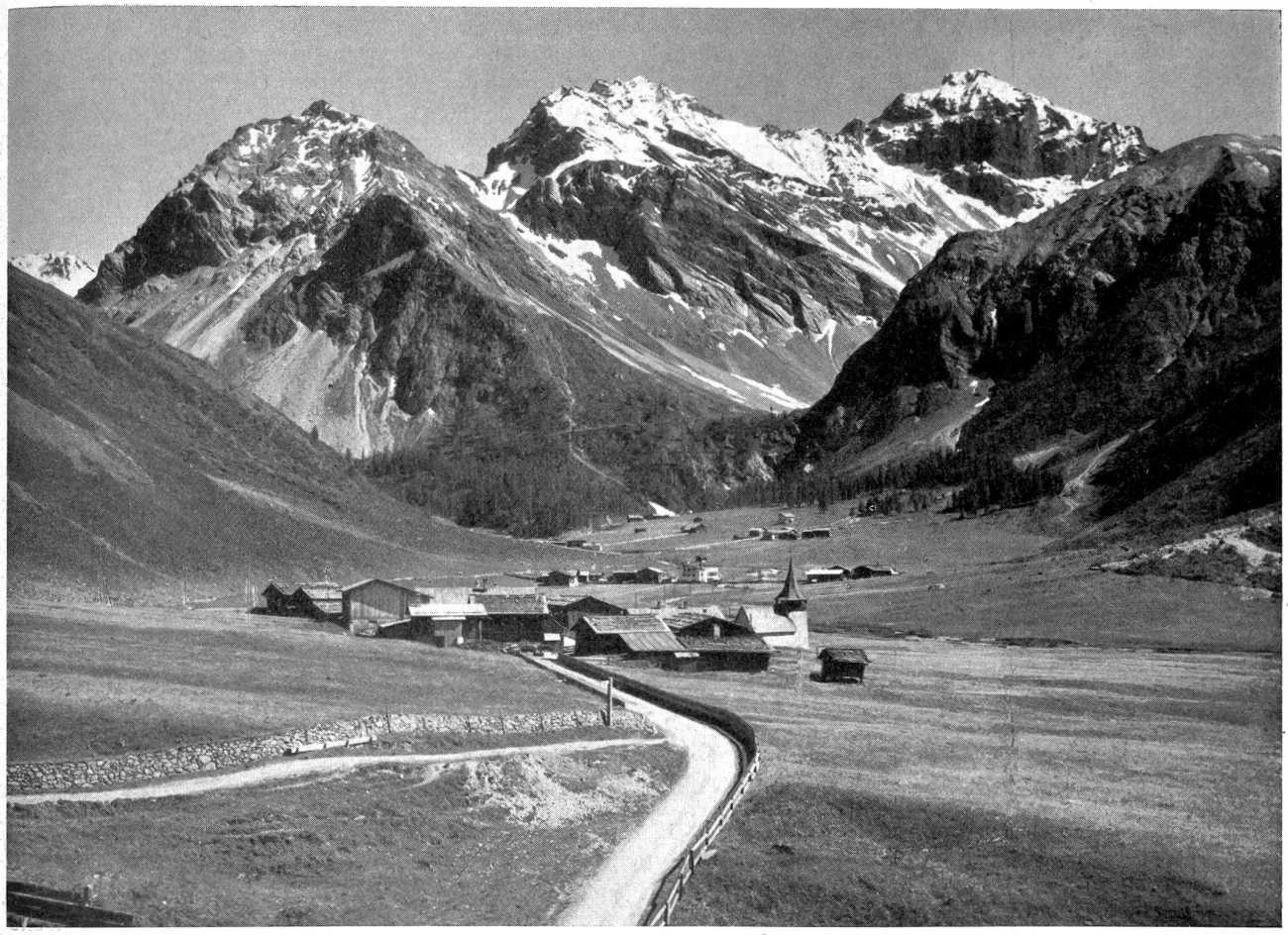
Drittes Kapitel.

Landsiedel trat mit Peter Cabon die Fahrt in die Nacht an, auf schmaler Gebirgsstraße hinab in eine Schlucht, in der Wasser sausten, in einer andern Schlucht empor — empor!

Anfänglich plauderten sie noch, und Heinrich fragte: „Wie wird es denn Ihre Frau aufnehmen, wenn Sie so spät einen unangemeldeten Gast ins Haus bringen?"

„Meine Frau ist ein gescheidtes Weib", lächelte Cabon; „sie will, was ich will."

Allmählich wurden die Weggenossen still. Ohne daß es der Leitung bedurfte, ging das Bergroß seine Straße; dann und wann drang unter der Lederdecke das Gewimmer der kleinen



Das einsame *Sertig-Dörfli* bei Davos. Von links Mittaghorn, Plattenhorn und Hoch-Ducan Phot. Meerkämper, Davos

Passagiere hervor. Obgleich Heinrich von den Erlebnissen des Tages abgeschlagen war, empfand er die starke Stimmung der Nachtfahrt durch die ihm unbekannte wilde Gebirgsgegend. Manchmal streifte der Zitterstrahl der Wagenlaterne eine wetterzerschlagene Tanne und die Wände der Schlucht, in der die Fluten brüllten; dann wieder die schwarzen, feuchten Felsen enger Lawinengalerien, von deren Gewölbe das Wasser tropfte, und im Gestein klagte und raschelte der Wind, der bald kalt und eisig von den Höhen strich, bald lau und lind von Disentis heraufdrängte.

„Ein schlechtes Wetterzeichen", versetzte Cabon schlaftrunken. „Die warmen Stöße bringen Regen."

Gleichmäßig ging die Fahrt das schmale Band der Straße hinan, endlich aus der Schlucht heraus in eine offene Landschaft, über den sich der Sternenhimmel breiter dehnte, und von fernher kamen die Mitternachtsschläge einer Turmuhr. „Curaglia", versetzte Peter Cabon, rüttelte sich empor, das Roß, das sich nach seinem Stall sehnte, trabte in das totenstille Dorf und hielt vor einem alten, stattlichen Haus.

„Meine Frau hat zwar das Licht angesteckt; sie schläft aber doch, ich kenne das", sagte der Bauer; „kommt in die Stube, Landsiedel."

Dort machte er Licht in eine breitschirmige Lampe, die über einem eichenumrahmten Schiefertisch hing. „Ruht vorläufig. Ich habe noch das Kleinvieh unterzubringen." Er ging, und Heinrich hatte Zeit, sich in dem niedern, doch geräumigen Gemach umzusehen, in dem ihm die alten, guten Möbel und die kleinen Fenster am meisten auffielen; unter jenen ein Buffert, an dessen Querstangen Zinnteller und geblümtes Geschirr aufgestellt waren. Davor stand das Nachtessen für den Hausherrn auf einer Zinnplatte gerüstet.

Während der müde, junge Wandersmann in der fremden Stube Umschau hielt, knarrte hinter dem Ofen eine Stiege, kamen leise Schritte niederwärts, und eine verschlafene Frauenstimme sagte: „Du bist wieder spät, Peter", oder etwas Aehnliches. Heinrich erriet mehr, als daß er die romanischen Laute verstand. Was sollte er tun? — Ihm klopfte das Herz.

Zwischen Wand und Ofen hervor trat die Frau. Aus aufgelöstem dunkelm Haar blitzten dunkle Augen; unter einem kurzen, roten Wollröckchen schimmerten die Füße, und der Hemdlatz gab eine schöne, rundliche Brust frei.

„Frau Cabon", zitterte seine Stimme.

Ein Schrei — das Hemd erschreckt über die Brust ziehend, flüchtete sich die Gestalt hinter den Ofen zurück; im nächsten Augenblick schon tönte es aus dem Obergemach mit dringlichem Ruf durchs Fenster: „Peter — Peter", dazwischen Weinen.

Heinrich saß wie auf glühenden Kohlen; am liebsten wäre er hinaus in die Nacht geflohen.

Es dauerte geraume Weile, bis der herbeieilende Bauer das beleidigte Weib halb getröstet hatte. Als er wieder in die Stube trat, lächelte er verlegen: „Das ging dumm! — Frauen vergeben eine solche Ueberraschung nicht; sonst hättet Ihr meinetwegen auch noch morgen dableiben können. Nun gibt es nichts anderes, als daß Ihr beizeiten wandert."

Ein kurzer Imbiß noch, der beiden nicht schmeckte; dann führte Cabon seinen Gast in die Kammer. Heinrich sank in ein Bett, so bauschig und weich, wie er noch keines angetroffen hatte, und schlief nach den Abenteuern des Tages, bis ihn ein kräftiges Klopfen an seiner Tür weckte.

„Es ist sechs Uhr", hörte er die Stimme des Bauers; „eilt Euch — meine Frau ist jetzt in der Kirche. Es wird aber auch sonst gut sein; das Wetter schlägt um."

Da standen wieder alle Sorgen vor Heinrich.

Als er hastig das Frühstück verzehrte, war ihm, sein Wohltäter von gestern habe mit dem Arbeitskittel auch in seinem Wesen den Werktag angezogen. Zuletzt hatte aber der Bauer doch noch eine milde Regung für den armen Wanderer; etwas knickerig sagte er: „Gebt mir Euere zwei Franken, dann gebe ich Euch ein Fünffrankenstück. Das ist immerhin besser." In der Art aber, wie er das Geld wechselte, lag etwas so Zögerndes und Knauseriges, daß der Gast das größere Stück nur schamvoll in die Tasche schob, als habe er ein Almosen angenommen. — Das tat weh!

„Und werdet kein Landstreicher; seht, daß Ihr wieder guten Boden unter die Füße bekommt! — Mit Gott!"

So entließ ihn Peter Cabon, und Heinrich wanderte einsam.

Er mußte auf der gestrigen Fahrt mit dem Richter von Curaglia schon recht hoch ins Gebirge gekommen sein. Noch standen zwar da und dort alte Häuser und Hütten am Weg; aber allmählich blieben sie hinter ihm. Lichter wurde der Wald; nur noch einzelne Lärchen und Arven mit gebrochenen Stämmen und zerzausten Aesten standen wie halb besiegte Kämpfer in der Landschaft, und nun entschwand ihm an einer Wegwindung auch die Gebirgsspalte, hinter der die Welt der Menschen, Disentis, Chur und seine ferne Heimat lag. In dem stillen, öden Hochtal erinnerten nur noch die Straße, die Wegsteine und die Telegraphenleitung an menschliches Werk. Unter leuchtenden Schneefeldern lag das Tal, wie wenn der Fluch Gottes darüber gegangen sei, von wildem Granitgetrümmer erfüllt. Ueber die Felsen zogen sich die grünen Flechten, als müßten sie mitleidig die Nacktheit des Gesteins verhüllen. Doch nein, auch der Lenz hatte sich zwischen den Blöcken angesiedelt. In schwellenden Polstern und Teppichen blühten die stahlblauen Enzianen, die weißen und goldenen Anemonen, die frommen Himmelsschlüssel und die zierlichen Soldanellen, ein lautloser, heiliger Jubel des Lebens, ein Sonnenfest des Gebirgs. Das Summen von Bienen ging wie mit leisen musikalischen Schwingungen durch die Luft; Lerchen stiegen aus dem Gestein empor und schmetterten in der Bläue, in der sie nur wie Tupfen schwebten, ihr siegreiches Lied.

Der Frühling und der Vogelruf stimmten auch Heinrich hoffnungsvoll. Ein Lebenslied, das sich hoch wie die Lerche über die Sorge des Tages erhob, klang in seiner Seele, stets auch noch das Gespräch mit Pater Plazidus, und selbst Peter Cabons gedachte er in Dankbarkeit, obgleich über dem Abschied eine Enttäuschung gelegen hatte. Gewiß würde er wieder gute Menschen finden, und endlich käme er doch nach Rom! —

Die nächste Bekanntschaft, die er machte, war nicht besonderer Art.

Fünfzig Schritte von der Straße stand ein Schäfer in abgerissenem Mantel an seinen Stock gelehnt; neben ihm saß der struppige Hund, und durch das Trümmergefelse wuselte die Herde. Nur um etwas zu sprechen, lief Heinrich, den die Einsamkeit doch leise bedrückte, zu dem Hirten hin und fragte, wie weit das Hospiz noch entfernt liegen möge. Der Sohn der Wildnis regte sich kaum; das Kinn auf dem Stab versetzte er mundfaul: „Es kommt Regen — habt Ihr einen Mundvoll Tabak für mich?" Als Heinrich es verneinte, gab sich der Schäfer auch die Mühe nicht mehr, ihm zu antworten, sondern sammelte seine Herde zum Abtrieb. Der junge Wandersmann ging seinen Weg und dachte: „Das Elendeste, was Gott geschaffen hat, ist doch der Mensch — der Mensch, der für eine Wegauskunft einen Lohn fordert. — —

Ja, Regen drohte! — Ueber die westlichen Berge zogen eine Menge Federwolken daher und verbreiteten sich rasch zu einem breiten, gleichmäßigen Schleier. Nun im fernen Norden, dort wo er hergekommen war, lag noch ein Stück blauen Himmels wie das Lebewohlsagen einer besseren Zeit. Er lief, lief. Der Wolkenschleier aber wurde dichter, senkte sich auf die erblassenden Bilder der Berge und verschlang sie. Auf die Fetzen alten Winterschnees, die zwischen den Felsgetrümmern an der Straße zurückgeblieben waren, fielen die ersten Tropfen.

Fortsetzung folgt.

Kleines Intermezzo im Tierpark

Dort wo das Freigehege durch den Bach abgegrenzt wird, äsen einige Rehe auf dürftigem Boden, zwei Pfauen stolzieren gelangweilt herum, ein schwarzes Eichhörnchen, das Negerli, wie es vom Wärter getauft wurde, sitzt schlau auf einem abgenagten Ast und betrachtet sich die bunte Gesellschaft zu seinen Füßen. Im Bache paddelt eine Ente, hoch oben im Wipfel eines verbogenen Tännchens sitzt ein dritter Pfau und quält unsere Ohren mit seinem unmelodiösen Geschrei. Von den Zuschauern gelockt, steigt eines der Rehe steifbeinig in den seichten Bach, die Ente mustert den Eindringling in ihr ureigenstes Gebiet mißbilligend und verläßt, nachdem der hellbraune getupfte Gast sich absolut nicht entschuldigen will, empört das Wasser, watschelt aufgeregt am Ufer hin und her, bis ihr als Blitzableiter für ihre schlechte Laune das Eichhörnchen in die Quere kommt. Wütend stürzt sie sich auf das drollige Tierchen mit dem buschigen Schwanze, das aber flink Reißaus nimmt und mutwillig vom nächsten Bäumchen hinunter auf die plattfüßige alte Tante äugt. Unterdessen landet eine Haselnuß von mildtätiger Hand geworfen mitten unter den Rehen und Pfauen. Erstere wenden sich nach beschnuppern verächtlich ab, die Pfauen picken wiederholt auf die Nuß ein, aber ohne Resultat. Das Eichhörnchen als Spezialist in dieser Angelegenheit wagt sich näher, doch die stolzen Pfauen senken ihr krönchengeschmücktes Haupt angriffslustig, und schnell zieht sich Negerli zurück. Eine zweite Nuß folgt der ersten, sofort stürzen sich die aufgeblasenen Vögel darauf. Negerli ist schlauer, es holt sich unterdessen die erste Gabe ungefährdet, setzt sich possierlich auf die Hinterbeine, und mit den Pfötchen den Raub haltend, holt es sich fachgemäß den Kern aus der harten Schale. Am Verspeisen wird es aber durch die rachsüchtigen Pfauen gehindert, husch, da ist es schon oben in Sicherheit und lacht sich eins ins Fäustchen. Später holt es sich dann noch die zweite Nuß, saust damit offenbar zu seiner Gespielin rauf, denn bald kommt es in Begleitung wieder in Sicht, und die beiden beginnen nun eine lustige Hatz, immer rings um den Stamm herum, bald hinauf, bald hinunter, bis sie endgültig oben im Wipfel unsern Blicken entschwinden.

Das Reh im Bache, das umsonst um einen Leckerbissen bettelte, verläßt das nasse Element mit einem kühnen Sprung und kehrt den falschen Zweibeinern verächtlich den Rücken. Die Ente, die sich unterdessen wohl beruhigt hatte und philosophisch dem munteren Treiben der Eichhörnchen und dem nervösen Getrippel der Pfauen zublinzelte, setzt sich nun in Fahrt und watschelt wieder ins Wasser zurück. Nach einer raschen Inspektionsfahrt das Bächlein rauf und runter, kreuzt sie nun ruhig vor uns Zuschauern hin und her, fühlt sich so recht in ihrem Elemente und läßt im Kielwasser sich überpurzelnde Wellen zurück.

Den Abhang hinunter laviert nun vorsichtig eine Rehgeiß mit ihren Jungen. Darob helles Entzücken bei den Kindern, Rehmutters „Nestputzen" werden gelockt und bewundert, so daß die Pfauen, blaß vor Neid, schleunigst verschwinden. Munter hüpfen die Kitzlein um die Mama herum, machen Kapriolen, necken ihre Onkels und Tanten und freuen sich ihres noch so jungen Lebens. Das gestrenge Familienoberhaupt, das unterdessen auch angelangt ist, findet aber, daß es für die Kleinen nun Schlafenszeit wäre. In munteren Sprüngen trollt sich die ganze Bande von dannen, und wir beschließen den schönen Sommerabend bei einem kühlen Trunke im heimeligen Wirtschaftsgarten an der rauschenden Aare.

H. St.